Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege = Annales de la Société Suisse d'Hygiène Scolaire

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege

Band: 20/1919 (1919)

Artikel: Der Arbeiter als Schweizer

Autor: Lorenz, Jac.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-91293

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Arbeiter als Schweizer.

Von Dr. Jac. Lorenz.

1. Zum Eingang.

Manchen mag dieser Titel wohl seltsam anmuten! Er kommt ihm unmodern, spießbürgerlich vor. Liegt er nicht so gar weit ab von der Parole, deren Kraft Millionen ergriffen hat: Arbeiter aller Länder, vereinigt Euch!? Steht er nicht so ganz und gar im Gegensatz zur Idee des Internationalismus, die einen viel weiteren Kreis von Arbeitern erfaßt hat, als man glaubt?

Das Weltbürgertum ist einem großen Teile der Arbeiterschaft zu einer Art Religion geworden. Wie begreiflich ist das! Dem «freien» Arbeiter, unbeschwert von Haus und Scholle, stand die Welt offen. In allen Ländern fand er breite Schichten, die ein gleichmäßig proletarisches Leben führten, wie er, im einen Land ein bißchen besser, im andern ein wenig schlechter, aber stets zu unterst in der Gesellschaft des Landes, «nur ein Arbeiter», wie das böse und häßliche Wort heißt. Ein Arbeiter, der in allen Ländern Brüder und Klassengenossen fand, denen es so schlecht und elend ging, wie ihm.

Und diesem Weltbürger will man etwas erzählen vom «Arbeiter als Schweizer»?

Auf der andern Seite gibt es wieder Arbeiter, die vom Weltbürgertum noch gar nichts in sich aufgenommen haben. Ihr Gesichtskreis ist eng. Sie kamen nie über ihr engstes oder doch engeres Vaterland hinaus. Wer fremden Dialekt oder gar in einer andern Zunge spricht, der ist ihm ein «Fremder». Das sind die Chauvinisten unter unsern Arbeitern. Und denen soll man etwas sagen vom «Arbeiter als Schweizer»? Hat er nicht schon übergenug des «Schweizergefühls»? Soll man den Chauvinismus noch verstärken in unserer Zeit, die ihn auf den Schlachtfeldern in seiner grausigsten Form zeigt?

Und endlich die Dritten, die kümmern sich weder um Internationalismus noch Schweizertum. Sie sind Maschinen, die Geld verdienen müssen, weil sie es zum Leben brauchen. Darin erschöpft sich ihr Dasein. Hat es hier einen Sinn, von Fragen zu sprechen, bei denen es nicht ums Brot geht?

Und dennoch sei es versucht, dem Arbeiter als Schweizer etwas zu sagen! Vielleicht findet der ideale Internationalist, so gut wie der enge Chauvinist irgend etwas, das ihm zusagt, und dem Nüchternen, der nur seine Arbeit als Verdienstquelle kennt, auch ihm möchten wir etwas geben: Eine höhere Auffassung der Arbeit.

2. „Nur ein Arbeiter".

Wie oft hört man das Wort: «Es ist ja nur ein Arbeiter»! . . . Da hat ein Mädchen einem jungen Manne sein Herz geschenkt und hofft, glücklich mit ihm zu werden. Die Verwandten und Freundinnen schwatzen und klatschen: «Sie, die so hübsch ist und dazu etwas auf der Seite hat, hätte nicht so zu pressieren gebraucht. Sie hätte sicher etwas Besseres gefunden. Er ist ja nur ein Arbeiter.»

Dort hört man, einer hätte es zu etwas gebracht, zum Kantonsrat oder Nationalrat, vielleicht gar zum halben Millionär. «Wie kam der Mann so weit? Man hat früher nie etwas von ihm gehört». — «Glaub's wohl, er war eben nur ein Arbeiter».

Es hat einer gesunde Ideen, einen ganzen Korb voll schöne Ideale, die er verwirklichen möchte. Er müht sich Tag und Nacht, äußert seine Ansichten. Man verlacht ihn. Was wollte der wissen? Es ist ja nur ein Arbeiter!

Oder was wirklich passiert ist: Ein Beamter und zwar einer, der sich gern als ganz Radikaler aufspielte, befriedigt in seinen Leistungen nicht recht. Man gibt ihm den Rat, er solle sich nach etwas anderem umsehen. Er findet eine Stelle und der Vorgesetzte schreibt ins Zeugnis: «X. Y. war ein treuer und fleißiger Arbeiter». Wie der Mann das liest, wird er fuchsteufelswild. So ein Zeugnis nehme er nicht an. Er sei nicht «nur ein Arbeiter».

Es ist leider so. Das Wort Arbeiter hat, seit die Bevölkerung freie Lohnarbeiter in Massen aufweist, einen Neben-

geschmack bekommen. Es riecht so nach armen Leuten und erinnert fast etwas ans Armenhaus. Jeder möchte gerne etwas Besseres sein. Nicht «nur ein Arbeiter». — — —

Das ist ein ganz böses Zeichen, das zu ernstem Nachdenken Anlaß gibt. Wo liegt der Grund?

Es ist nicht nur ein Grund. Es sind deren viele. Einmal drängt die menschliche Natur eines jeden darnach, über die Masse hinauszuragen. Etwas zu werden, etwas zu bedeuten. Mehr zu sein als andere. Man will nicht gern in der Masse versinken, sondern eine besondere Nummer für sich sein. Das ist an sich gut und recht, kann aber den Einzelnen, wie die Masse zu bösen Schlüssen führen.

«Nicht w e r ich bin, ist's das mich ehrt;
Nein, w i e ich's bin, das macht mich wert.»

Dieser einfache Volksausspruch ist so wahr, so einleuchtend, daß er über die Massendünkelmanieren leicht hinausführen sollte.

Diese Neigung der Menschen zum wirklichen oder vermeintlichen «Höheren» wird natürlich noch gefördert, wenn man sieht, wie schwer es ist, als Arbeiter weiter zu kommen. Es ist eine leidige Tatsache, daß weitaus die größte Zahl der Arbeiter in äußerst bescheidenen Verhältnissen lebt. Tausende und Tausende müssen nach einem Leben schwerer Arbeit im Armenhaus untergebracht oder von ihren Kindern um Gottes willen erhalten werden. Sie bringen es mit dem besten Willen nirgends hin. Freilich gibt es Ausnahmen, «Männer, Schweizer eigener Kraft». Aber schon der alte F. Albert Lange hat gesagt, man dürfe bei der Beurteilung der Lage der Arbeiterschaft nicht auf diese Glückskinder allein sehen. Man kenne die paar, die es bei redlichem Bemühen und unter Einwirkung des Glückes zu etwas gebracht haben. Allein die Zehntausende, die es eben so redlich versuchten, aber dabei elend untergegangen seien, von diesen habe man eben nie etwas vernommen. . . .

Es ist schon wahr: Arbeit und Armut waren zu allen Zeiten ein unzertrennliches Paar. Man darf die Möglichkeiten auf dieser Erde nicht überschätzen. Es ist eine Behauptung, die von Niemandem bewiesen worden ist, daß die Erde so viele Schätze habe, daß man nur ein paar Stunden schaffen und in der Hauptsache das Leben ruhig genießen könne, wenn nur

alles richtig verteilt wäre. Dichter und Propheten sagten das zwar oft; aber der Rechner und Denker zweifelt an der Wahrheit solcher Hypothesen. Die Menschheit wird immer arbeiten müssen, um sich zu erhalten, und wird schwer arbeiten müssen. Sie wird sich sicher auch so reorganisieren müssen, daß jeder arbeiten muß, der essen will. Das ist ein Ideal. Ist es aber nicht gerade deswegen sinnlos, abschätzig zu sagen, es sei einer «nur ein Arbeiter», oben hinaus zu wollen, zu höherem sich berufen zu fühlen, nicht «nur ein Arbeiter» sein zu wollen? Jeder sollte ein Arbeiter im weiteren Sinne des Wortes sein. Und wer es nicht ist, schändet sich selbst und schädigt die Mitmenschen. Der Lohnarbeiter aber, der Arbeiter im engeren Sinne, der um leben zu können, im Dienste eines anderen arbeiten muß, er ist heute von einer solchen Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft, daß er keinen Grund hat, seine Stellung niedrig einzuschätzen. Die Gesellschaft aber hat alles Interesse, seine Arbeit so zu bewerten und so zu bezahlen, daß er aus ihrem Ertrage leben kann.

3. Der Arbeiter in der schweizerischen Volkswirtschaft.

Wenn den Morgenzügen einer unserer Industrieortschaften die ernsten Massen der Fabrikarbeiter entsteigen, wenn in großen Demonstrationen der Arbeiter sich Kopf an Kopf reiht, dann erst kommt einem in den Sinn, welch gewaltige Bedeutung dem Arbeiter in der Volkswirtschaft zukommt. Und dennoch macht man sich erst dann einen rechten Begriff von dieser Bedeutung, wenn man festzustellen versucht, welchen Anteil er an der Produktion hat. Das ist nun nicht genau zu ermitteln. Aber eine Vorstellung kann man sich doch machen, wenn man vergleicht, einen wie großen Bruchteil der Arbeitenden die Lohnarbeiter in einigen Berufen ausmachen. Ein je größerer Teil der in einem Berufe Tätigen auf die Lohnarbeiter entfällt, desto größer ist ihre Bedeutung für die Produktion. Wie steht's nun da? Während in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten das Schwergewicht der Volkswirtschaft auf dem selbständigen Unternehmer ruhte, verschiebt es sich mehr und mehr auf den Arbeiter. Wohl gibt es heute noch Handwerke, wo die Meister die Mehrzahl der Arbeitenden ausmachen. In den meisten In-

dustrien ist das aber anders. Man vergleiche nur die folgenden Zahlen:

Von 100 Beschäftigten waren Lohnarbeiter beziehungsweise Lohnarbeiterinnen:

In der

Schneiderei	21
Wäscherei	25
Sattlerei und Tapeziererei	27
Schuhmacherei	44
Dachdeckerei	33
Bäckerei	33
Metzgerei	35

Dann kommen aber andere Zahlen! Zu den Lohnarbeitern gehörten von je hundert Beschäftigten z. B.:

In der

Brauerei	77
Schokoladefabrikation	86
Tabakbearbeitung	89
Milchverarbeitung	91
Straßenbau	89
Maurerei	70
Installation	74
Steinhauerei	70
Parketterie	81
Seidenindustrie	91
Baumwollindustrie	93
Stickerei	80
Wollindustrie	88
Uhrenindustrie	76
Maschinenfabrikation	78

usw.

Mit einem Wort: in den entscheidenden unserer Industrie und Gewerbe liegt das Schwergewicht der Arbeit heute auf dem Arbeiter. Auf dem Handarbeiter ruht unsere Volkswirtschaft. Gewiß, nicht allein auf ihm. Der befruchtende Geist und die Initiative des Unternehmers sind ein Produktionsfaktor, ohne den man nicht auskommen kann. Aber der Geist ist auf die Hand angewiesen, wie die Hand auf den Geist.

Es gibt nun wohl Leute, die der Ansicht sind, dieser Zug ins Große, dieser Zug ins «Kapitalistische» sei für uns nichts Gesundes. Das «kleine» Handwerk mit dem goldenen Boden sei das Ideal, das der Volkswirtschafter und Sozialpolitiker anstreben müsse. Möglichst viele, selbständige Existenzen, das sei das Gesundeste.

Man kann sich sehr wohl auf diesen Standpunkt stellen. Aber dann muß man 50—100 Jahre zurücklesen und muß die Schweiz einkapseln und etwa eine Million ihrer Einwohner evakuieren. Wir sehen in dieser Entwicklung nichts Gefährliches, wenn nur der gesunde Geist in den Arbeitermassen erhalten bleibt, wenn diese stets wachsenden Arbeiterheere nicht zu Heloten werden, wenn sie nicht zu bloßen Arbeitsmaschinen werden, wenn sie — im rechten Sinne — etwas auf sich und ihre Arbeit halten.

4. Die Lohnarbeit als volkswirtschaftliche Mission.

Diese große, ja überragende Bedeutung des Lohnarbeiters in unserer Volkswirtschaft ist viel zu wenig bekannt, wird viel zu wenig erkannt und zu niedrig eingeschätzt. Daß der Bürger den Arbeiter vielfach verkennt, liegt klar am Tage. In allen Schichten der Bevölkerung finden sich Bummler und Lumpen. Weil nun aber in den Städten die Arbeiterschaft den größten Teil der Bevölkerung ausmacht, ist es klar, daß Bummeleien unter den Arbeitern leichter zu einer «Massenerscheinung» werden als unter den sogenannten besseren Ständen. Die große Masse der fleißigen, ruhigen Arbeiter sieht man nicht; man sieht nur die absolut häufigen und relativ doch seltenen Ausnahmen, und man erkennt dem Arbeiter ab, daß er eine so unendlich wichtige Rolle in unserem Wirtschaftsleben spielt, daß die Gesellschaft auf ihn angewiesen ist, daß die ganze Pyramide unseres Gesellschaftsbaues auf ihm ruht.

Der Arbeiter seinerseits hat zu seiner Arbeit in den meisten Fällen auch nicht die richtige Einstellung. Er sieht in der Arbeit die bloße Mühe, die leere Last, das Joch der Lohnarbeit, die Lohnsklaverei. Das ist nicht ganz unerklärlich! Wenn schon zu Friedenszeiten der Nachweis erbracht wurde, daß das Lohneinkommen des Mannes in den meisten Berufen gerade zur

Deckung der Ausgaben für Nahrung, Kleidung und Wohnung ausreichte, so begreift man, daß für die Arbeit keine besondere Liebe vorhanden ist. Wie viel weniger wird die große Masse der Arbeiter unter dem heutigen drückenden Stande der Lebenskosten der Lohnarbeit eine gute Seite abzugewinnen vermögen!

Und dennoch! Will der Arbeiter am Leben nicht verzweifeln, muß er — neben dem Bestreben, seiner Arbeit zum rechten Lohn zu verhelfen — seine Arbeit hochschätzen lernen. So gut wie die Arbeit des Bauern, der der kargen Scholle die goldene Frucht abringt, so gut ist jeder Hammerschlag, jede Reinigungsarbeit, jede Handreichung im arbeitsteiligen Betriebe einer Fabrik eine Tat, auf die die Menschheit angewiesen ist. Der Arbeiter muß lernen, seine Arbeit als eine volkswirtschaftliche Mission aufzufassen. Er muß verstehen, daß seine eintönige, wenig lohnende Tätigkeit eine Notwendigkeit, daß sie entscheidend ist. Er sollte verstehen lernen, was für eine Rolle im beinahe unüberblickbaren Rädergetriebe der Weltwirtschaft seine Arbeit in jedem Augenblicke darstellt, wie und warum dieses Getriebe stockt, wenn sein Arm, ermüdet von der Arbeit oder in der Erbitterung über sein Los, sinkt. Dann wird er sich nicht als «nur ein Arbeiter» vorkommen. Ein Hochgefühl für seine Tätigkeit wird ihn übermannen, er wird von der Maschine zur Persönlichkeit.

Die Persönlichkeit kann erworben werden am Schreibtisch, hinterm Pflug, auf der Kanzel und am Lehrstuhl wie an der Drehbank. Und die durch die Erkenntnis der Bedeutung der eigenen Arbeit erlangte Persönlichkeit lehrt auch, die Tätigkeit und Persönlichkeit des Nebenarbeiters, des Ingenieurs, des Bauern wie des industriellen Unternehmers richtig einschätzen. Die Erkenntnis von der Wichtigkeit der eigenen Arbeit wird zu einem Grundstein der gesellschaftlichen Auffassung.

Wie weit ist der Arbeiter heute noch von dieser Auffassung entfernt?! Sieht jeder einzelne Arbeiter nicht immer nur sich selbst? Bleibt nicht der rabiateste Draufgänger letzten Endes ein egoistischer Spießer, weil er keine gesellschaftliche Auffassung hat und seine und anderer Arbeit nur als Fron und

Qual und nicht als gesellschaftliche Notwendigkeit erkennt? Sind nicht die vielen Mißgriffe auf dem Gebiete sozialer und politischer Bewegungen ein Beweis für die verabsäumte Volksaufklärung über das Wesen, den wirtschaftlichen Sinn und die moralische Beurteilung der Arbeit?

In einem demokratischen Staatswesen, in dem das Wohl des Landes zu einem guten Teil auf der Einsicht des Souveräns, des Volkes selbst beruht, ist eine richtige gesellschaftliche Einschätzung des Wertes der Arbeit durch die Arbeiter selbst von allergrößter Bedeutung. Nun sind wir aber in einem solchen demokratischen Staatswesen. Das Volk hat sein Schicksal in seiner eigenen Hand. Alle heute so bitter nötige Kenntnis unserer volkswirtschaftlichen Zusammenhänge geht hervor aus der Erkenntnis von der Notwendigkeit und der Wichtigkeit der Arbeit als Grundlage unseres ganzen Wirtschaftslebens. Die bedauerlichen Entgleisungen junger Hitzköpfe, die in unseren Tagen die Arbeiter ins Schlepptau zu nehmen drohen, kommen teilweise daher, weil man die Arbeit als eine Last und nicht als eine Notwendigkeit ansieht, weil es an der primitivsten wirtschaftlichen Aufklärung des Arbeiters fehlt. Allerdings muß man nicht glauben, mit der wirtschaftlichen Aufklärung alle Schwierigkeiten lösen zu können. Auf einer rein materialistischen Basis wird der Arbeiter niemals in seiner Arbeit eine innere Befriedigung finden.

Daher das Streben nach den ruhigsten, wenn auch nichtssagendsten Stellen; daher das Rennen nach den Fleischtöpfen des Staates und der Gemeinden! Daher die vielen verfehlten Berufswahlen, unzufriedenen und wirren Köpfe! — —

Wie der Bürger des Mittelalters stolz auf seine Zugehörigkeit zur Stadt war, die ihm Rechte und Schutz verlieh, so muß der Arbeiter auch auf Grund seiner Arbeit und ihrer Bedeutung sich eine gesellschaftliche Geltung erringen, wenn auch in schweren Kämpfen, sich sein Los verbessern, nicht durch plan- und sinnloses utopistisches Revolutionieren, sondern kraft seiner Arbeit, in die er seine ganze Seele und sein Können setzt. Dann wird ihm die Gesellschaft nicht widerstehen können und ihm und seiner Klasse den Platz einräumen müssen, der ihm kraft seiner Zahl gebührt.

5. Arbeiter und Berufswahl.

Die Frage: «Was soll ich werden» oder «Was sollen meine Kinder werden» ist eine der entscheidendsten Fragen für das ganze Leben. Gerade bei dieser so ungeheuer wichtigen Frage zeigt es sich nur zu oft, daß der Arbeiter zu seiner Arbeit und zu seinen Interessen eine ganz falsche Einstellung hat. Gewiß lassen sehr viele Arbeiterfamilien ihre Kinder etwas lernen. Aber es ist eine große Frage, ob sie bei der Wahl dessen, was die Kinder lernen sollen, das richtige treffen. Hier wählen leider viele das Wort: «Nur kein Arbeiter werden» zum Leitstern. Der Junge muß partout «auf ein Bureau», Lehrer werden oder sonst einen «gebildeten» Beruf ergreifen, vielleicht gar «studieren». Schlimmer noch geht's bei andern. Da müssen die Kinder sobald wie möglich verdienen, als Handlanger in die Fabrik, Ausläufer, Packer und dergleichen «Berufe» ergreifen, die vor nicht gar langer Zeit ein in einer großen schweizerischen Stadt als hervorragender Verwaltungsmann tätiger Arbeitervertreter als eine Art «Hochschule zur Verbrecherlaufbahn» bezeichnete.

Hat der Arbeiter recht, wenn er sich so zur Berufswahl stellt?

Keineswegs! Die kaufmännischen und gelehrten Berufe sind heute in einer bedenklichen Art überfüllt. Bei den Kaufleuten ist namentlich der Zudrang der weiblichen Arbeitskräfte sehr groß. Die männlichen Arbeitskräfte verlieren mehr und mehr an Bedeutung. In den kaufmännischen Berufen hat eine solche Arbeitsteilung eingegriffen, daß der in größeren Betrieben Tätige auch nur eine Art Handlanger ist, der zwar eine saubere Arbeit hat, bei der er aber viel weniger verdient und viel weniger vorwärts kommt, als ein tüchtiger Berufsarbeiter. Er trägt vielleicht einen etwas saubereren Kragen und die Nase etwas höher, als der «gewöhnliche» Arbeiter. Aber es geht ihm kein Haar besser als diesem. Ganz im Gegenteil! Es gibt ja freilich auch Ausnahmen, Leute die vorwärts kommen, Prokuristen und gar Direktoren werden. Aber wie selten sind die! Und welche Rolle spielt hier Protektion und Abstammung, auf die das Arbeiterkind nicht pochen kann! Nehmen wir aber einmal den gewöhnlichen Fall. Wer ist abhängiger als der Handlungsgehilfe X oder Bureauangestellte Y, wie er sich im

Durchschnitt präsentiert? Wird er arbeitslos, so hat er viel schwerer eine Stelle zu bekommen als irgend ein tüchtiger Berufsarbeiter, und niemand kommt so rasch «in Bruch», wie der Arbeiter sagt, wie gerade stellungslose Bureauarbeiter.

Man verstehe uns recht: Der Junge soll Kaufmann werden, wenn er Talente dazu hat. Talentierte Kaufleute schweizerischer Abstammung haben wir nicht zu viel. Aber verfehlt ist die Meinung so vieler Arbeiter, daß ihre Söhne um jeden Preis einen «ruhigen und sauberen Beruf» haben müssen, unter dessen etwas feinerem Äußeren sich viel mehr Not verbirgt, als man glaubt.

Und die «gelehrten Berufe»? Warum ist in den letzten Jahren auch bei uns in der Schweiz ein Gelehrtenproletariat entstanden? Weil viel zu viele sich zu diesen Berufen gedrängt haben. Davon können jene Lehrer ein Wort sagen, die auf Lehrstellen warten müssen, jene Aerzte und Advokaten, denen es an Klienten fehlt und die ihre Existenz vielleicht nur einer reichen Frau verdanken. In diesen Berufen ist der Kampf ums Dasein nachgerade so hart geworden, daß nur der Hervorragende es noch zu etwas bringt. Gehört der Junge zu diesen, so soll er ruhig den gelehrten Beruf ergreifen. Das ist ja bei uns in der Schweiz das Schöne, daß dieser Aufstieg zu gelehrten Berufen leichter gemacht wird als irgendwo, daß ausgedehnte Stiftungen und Staatshilfe bestehen. Aber dieser Aufstieg soll nur den wirklich Begabten zukommen.

Es ist durchaus zu begreifen, wenn der Arbeiter seinen Kindern gerne ein besseres Los gönnte, als er es im Leben hatte. Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, ihr Glück dadurch zu schaffen, daß er sie um jeden Preis kaufmännischen und gelehrten Berufen zuführen will. Mancher erkennt zu spät, daß es ihm besser gegangen wäre, wenn ihn sein Vater einen Beruf im Handwerk hätte lernen lassen.

Das Gegenteil zu den Vätern, die wir hier im Auge hatten, bilden jene Familienvorstände, die darauf ein Hauptgewicht legen, daß die Kinder ohne Rücksicht auf die Berufslehre so rasch wie möglich verdienen. Das Bestreben, das Familieneinkommen so viel und so rasch wie möglich zu mehren, ist sehr verständlich. Ist es doch bei den meisten Arbeitern an und für sich zu klein. Das Einkommen neuer Kräfte ist sehr wünschenswert. Allein was muß man da erleben? In den meisten Fällen

hilft der Arbeiter sich selbst nur wenig und schadet seinem Kind. Der junge Mann, der als Handlanger in eine Fabrik geht, oder Ausläufer und dergleichen wird, hält bekanntermaßen die Familiengemeinschaft mit den Eltern nur ein paar Jahre aufrecht. In den meisten Fällen liefert er auch lange nicht den ganzen Lohn ab. Er kommt zwar bald in seinen Arbeitstrab hinein, der ihm sein ganzes Leben lang vorgezeichnet ist; aber er fühlt sich daher auch bald genug «selbständig» und pfeift bald auf die «Alten», denen er es doch nie ganz verzeihen kann, daß sie ihn nicht einmal einen Beruf lernen ließen. Er erkennt bald, daß die Eltern ihn so rasch als möglich als Einnahmequelle betrachteten, und zahlt es ihnen oft mit mehr Grobheiten als barer Münze heim. Es ist eine falsche Rechnung, die kurzsichtige Eltern hier machen. Nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die ganze Zukunft. Der Handlanger spielt im Arbeitsprozeß zwar eine wichtige, aber immer untergeordnetere Rolle als der Berufsarbeiter. Er hat immer eine schlechtere Bezahlung zu gewärtigen und in Zeiten der Arbeitslosigkeit trifft ihn der Schlag zuerst. Der Berufsarbeiter kann immer noch in der Not Handlangerdienste leisten, der Handlanger wird aber nie zum Berufsmann. Sein ganzes künftiges Einkommen ist geringer und unsicherer als das des Berufsmannes. Die Unterstützungsmöglichkeit der Eltern hängt aber von dem Einkommen der Kinder ab. Wenn daher Eltern nur auf das rasche Verdienen sehen, so tun sie sich selbst keinen Dienst, fügen den Kindern aber geradezu einen Schaden bei.

Schaut Euch um: Hört ihr, Arbeitereltern, nicht fast jeden Tag, wie sich einer über seine Eltern beklagt, daß er nichts lernen konnte? Wollt ihr Eure Kinder auch einst so über Euch klagen hören?

Freilich, Arbeitgeber, Staat und Gemeinden sollten noch mehr tun für die Unterstützung von Lehrlingen unvermögender Eltern. So weit sollte die Hilfe gehen, daß das «rasche» Verdienen von dem Ergreifen einer Berufslehre nicht mehr abhalten könnte. Hier sollte die Arbeiterschaft mit kräftigen Forderungen einsetzen! Der Vater, der seinen Sohn in eine Berufslehre schickt, sollte vom Staate geradezu mit Unterstützungen ausgezeichnet werden. Denn unsere Volkswirtschaft braucht tüchtige gelernte Arbeitskräfte.

6. Die Entwicklung der Industrie und der Arbeiter.

Die Entwicklung der Industrie ist etwas, das wie eine Lawine auswächst. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewinnt sie an Ausdehnung und mit ihr nimmt die Zahl der Arbeiter zu. Der Arbeiterbedarf der Industrie ist gewaltig. Beschränken wir uns allein auf die Fabrikindustrie, so sehen wir, daß sie in den letzten rund 3½ Jahrzehnten ihre Arbeiterzahl von 135000 auf 380000 vermehrte. Vernehmen wir ferner, daß im Jahre 1850 sich 50 % der Bevölkerung in Industrie und Gewerbe ernährten, im Jahre 1910 aber 72 %, so wird uns die Bedeutung der Industrie vollends klar. Ihre Ausdehnung stützt sich aber auf das Vorhandensein von Arbeitskräften. Findet sie diese nicht in den Städten, so sucht sie sie auf dem Lande; sind sie auf dem Lande nicht zu finden, so greift sie über die Grenzen hinaus und ruft einer starken Einwanderung.

Bei uns in der Schweiz alimentierte sich die Industrie zu einem Teil aus dem Arbeiterzuwachs aus den industriellen Kreisen selbst durch Söhne und Töchter von Arbeitern oder durch Arbeitskräfte, die aus dem Kleinbürgertum hervorgingen; zu einem weit größeren Teil deckte sie ihren Arbeiterbedarf durch ehemals bäuerliche schweizerische Elemente, und endlich «verdanken» wir das Entstehen der Ausländerfrage in der Schweiz der Entwicklung unserer Industrie, die im Lande selbst nicht genügend Arbeiter fand. Die Zahl der im erwerbsfähigen Alter von 15—60 Jahren stehenden männlichen Arbeitskräfte ausländischer Herkunft schwankte im Jahre 1910 um rund 200 000. In der Industrie waren 30,7 %, im Hotelgewerbe 23,7 %, im Handel 24,4 % und im privaten Verkehrsgewerbe 26,3 % der Arbeiter Ausländer.

Kann der Arbeiter vom Standpunkt seiner eigenen Interessen dieser Entwicklung ruhig und unbedenklich zusehen? Bisher sind ihm, abgesehen von einigen Berufen, aus dieser Entwicklung freilich noch wenig sichtbare Nachteile erwachsen. Die zugewanderten Arbeiter haben sich bald mehr oder weniger unseren Verhältnissen angepaßt; ihre Kinder sind mit den unsern aufgewachsen, haben schweizerische Schulen besucht und fühlen und denken wie wir. Allerdings sind die schweizerischen Arbeitskräfte aus verschiedenen Berufen, namentlich des Baugewerbes fast ganz verschwunden. Allein

da es sich dort um Saisonarbeit handelte, war das kein besonders großer Schaden. Immerhin haben sich auch in andern Berufen zahlreiche ausländische (und auch inländische) Lohndrücker gefunden. Hat der Arbeiter ein Interesse daran, ihre Zahl zu vermehren? Keineswegs! Vom Standpunkte selbst seiner engsten Lohninteressen aus muß er wünschen, daß der Nachwuchs die Verhältnisse kenne, daß er den Bestrebungen der Arbeiter in bezug auf die Verbesserung ihrer Lage nicht fremd gegenüberstehe. Das war aber der Fall bei einem bedeutenden Teile des Nachwuchses der Arbeiterschaft. In Gewerkschaftszeitungen lesen wir immer und immer wieder Klagen, wie schwer es sei, die Arbeiter über ihre Interessen aufzuklären. Warum stellt die Arbeiterschaft selbst, die doch in ihren Familien die besten Aufklärungsherde hat, nicht einen viel größeren Teil des Arbeiternachwuchses? Warum beschränkt sie zum Teil in exzessiver Weise die Kinderzahl? Warum will sie ihre jungen Leute zu «etwas Besserem» berufen, das sie in 99 von 100 Fällen doch nicht erreichen? «Warum sollen wir uns selber Konkurrenten schaffen?» fragen die Arbeiter. Die Konkurrenten kommen doch! Aber sie kommen mit alten und veralteten Ideen, aus Gegenden, wo sie ihrer Veranlagung nach besser in der Landwirtschaft Verwendung fänden, oder sie kommen mit zum Teil ganz fremden Auffassungen vom Auslande. Daher muß die Arbeiterschaft immer und immer wieder bei der Aufklärung ihrer Standesgenossen von vorne anfangen. In dem Maße, wie die Arbeiterschaft selbst nicht einen weit größeren Teil ihrer Angehörigen der Industrie zuführt, in dem Maße schafft sie sich Konkurrenten, auf die, einen Einfluß zu gewinnen, viel schwerer ist.

Diese Gefahr ist mit dem Kriege gewachsen. Es ist anzunehmen, daß unsere Industrie nach dem Kriege einen großen Aufschwung erleben wird. Der Krieg hat in die Reihen der ausländischen Arbeiterschaft und der Bauernschaft arge Lücken gerissen. Vom nordischen Nachbar ist keine starke Zuwanderung mehr zu erwarten, wenn er nicht ganz von aller Welt boykottiert wird. Letzteres kann der Fall sein. Ist es der Fall, dann wird eine Arbeitslosigkeit im nördlichen Auslande eintreten, die verheerend wirkt. Hat der schweizerische Arbeiter dann ein Interesse daran, Ausländern Platz zu lassen, die um jeden Preis Arbeit suchen? Wahrhaftig nicht! Tritt aber

der wahrscheinlichere Fall ein, daß der Weltmarkt auch Deutschland wieder offen steht, so wird es keine Arbeiter abgeben können. Das Bedürfnis unserer Industrie nach Arbeitern muß aber gedeckt werden. Kann es nicht aus einheimischen Kräften gedeckt werden, so werden Fremde beigezogen aus aller Herren Länder, Leute, die unsere Verhältnisse nicht kennen, mit denen sich die Arbeiterschaft nicht einmal verständigen kann. Ist damit der Arbeiterschaft gedient? Wir glauben kaum!

Es liegt daher durchaus im Interesse der Arbeiterschaft selber, ihre jungen Leute der Industrie zuzuführen, sie einen Beruf lernen zu lassen, damit der schweizerische Arbeiter in der Industrie der führende Teil der Arbeiterschaft ist und bleibt.

7. Der Arbeiter als Schweizer.

Was wir in den früheren Kapiteln gesagt haben, hätte zum Teil auch ruhig anderswo stehen können, als gerade in einem Zusammenhang, wo wir über den Arbeiter als Schweizer sprechen. Es paßt für den Arbeiter überhaupt, nicht nur gerade für den schweizerischen Arbeiter. Die Verhältnisse, unter denen der Arbeiter lebt, seine Auffassungen über seine Lage sind eben in fast allen Ländern mit ausgebildeter Industrie recht gleichartig.

Aber was gesagt wurde, mußte gerade dem Arbeiter als Schweizer gesagt werden, weil er für alles andere kein Interesse gewinnen kann, wenn er zu seiner Arbeit selbst, die die Grundlage seiner ganzen Existenz bildet, keine richtige Einstellung hat, wenn er sie nur als eine Last und einen Fluch, nicht aber als eine volkswirtschaftliche Mission auffaßt, wenn er in sich nur den Entrechteten, nicht aber einen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Gebäudes sieht.

Man sagt, der Arbeiter habe kein Vaterland. Bis zu einem gewissen Grade ist das wahr. Der Begriff des Vaterlandes knüpft an Verhältnisse an, wo der einzelne noch ein Stück Boden, seine Scholle, der er die Nahrung abrang, zu verteidigen hatte, wo das Volk mit dem produktiven Lande in engem Zusammenhange stand, wo es ihn liebte, weil er seinem Schweiße Früchte trug. Mit der Industriealisierung erlitt der Vaterlandsgedanke Einbuße. Statt des Landbaues in freier Natur kam Fabrikarbeit in dumpfen Räumen. Statt des Wohnens in trauter Heimstätte,

die der Nußbaum beschattete, und die von Geschlecht zu Geschlecht überging, kam das Wohnen in trostlosen Mietwohnungen grauer Gassen. Statt der Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit ein Nomadentum. Statt des Hochgefühls der Sicherheit, auf eigenem Grunde zu stehen und dort seine Existenz zu haben, kam die Abhängigkeit vom Arbeitgeber, vom Stande der Konjunktur, vom Zufall, der einen heute hier-, morgen dorthin warf. All das ist auch in der Schweiz der Fall.

Der Mensch ist ein Egoist, und der Arbeiter ist es auch so gut wie jeder andere. Dort ist sein Vaterland, dort fühlt er sich wohl und zu Hause, wo es ihm am besten geht. Manchem eingewanderten Arbeiter ist die Schweiz viel lieber als das Land, das nach seinem Heimatschein sein Vaterland ist. Mancher Arbeiter, der über See sein Glück fand, pfeift auf die Schweiz, die ihm nur Enttäuschungen brachte. Und die, welche von draußen zuwanderten und hier nicht das Paradies fanden, das sie zu finden wähnten, schimpfen auf die Schweiz mit jenen Arbeitern zusammen, denen es hier schlecht geht.

Es wäre eine äußerst dankbare Aufgabe der Behörden, wenn sie durch internationale Feststellungen einmal auf objektiver Grundlage und unter Mitwirkung der Arbeiterschaft ermitteln ließen, wo so im allgemeinen in den zivilisierten Ländern es dem Arbeiter am besten geht. Es ist nicht zweifelhaft, daß schon das wirtschaftliche Wohlergehen des Arbeiters in keinem europäischen Lande größer ist, als bei uns in der Schweiz. Wir haben nicht das Massenelend der Großstädte in den Großstaaten, wir haben nicht die großen und unüberbrückbaren Standesunterschiede, wir haben nicht die politische Entrechtung der Arbeiter, wie sie in vielen andern Staaten besteht. Wir behaupten nicht, die Schweiz sei ein Paradies für die Arbeiter. Es ist eine große und nicht gelöste Frage, ob überhaupt je ein Land zu einem Paradies für alle werden kann. Aber bei uns in der Schweiz hat der Arbeiter die Mittel in der Hand, wie nirgends, dieses Land so zu gestalten, wie er es wünscht. Die bürgerlichen Freiheiten sind nirgends so groß und sicher, wie bei uns. Initiative und Referendum sind ein mächtiger Schutz und eine mächtige Waffe für ihn. Bei Wahlen kann er seine Vertrauensleute in Behörden abordnen: er kann mit einem Wort das politische Leben in der Schweiz

beeinflussen, soweit dies nun Kraft seiner Zahl möglich ist. Es wäre gut, wenn die fremden Weltverbesserer unter den Arbeitern, die bei uns alles reaktionär finden, einmal in ihrem Lande wenigstens die Rechte schaffen würden, die in der Schweiz die Arbeiter haben und — — — die sie nicht oder falsch zu benützen verstehen. Die Schweizer Arbeiter lassen sich viel zu viel von außen imponieren und von hergelaufenen Leuten den Kopf voll schwatzen, Leute, deren Beweggründe man gerade heute nicht in allen Fällen unbedingt als lauter anerkennen muß. Dafür müssen es ergraute und wackere Führer erleben, daß sie jungen Brausköpfen weichen müssen, die keinen Augenblick zögern würden, die Schweiz in russische Abenteuer zu stürzen und aus ihr ein «Arbeiterparadies» wie das russische zu machen, wo die Leute vor lauter «Glückseligkeit» elend umkommen.

Gewiß gibt es bei uns große Klassenunterschiede, deren Überbrückung die wichtigste Aufgabe der Behörden ist. Nur so kann dem Arbeiter klar gemacht werden, daß die Schweiz sein Vaterland ist, wenn es väterlich für ihn sorgt. Er darf durch Unfall, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter und Invalidität nicht ins Elend gestoßen werden. Er muß das Gefühl haben, auf «sicherem Grunde», auf wirklichem Vaterlandsboden zu stehen. Da ist noch viel zu tun. Wenn man den Arbeiter im Lande halten will, wenn man ihn zufrieden machen will, wenn man aus ihm einen ruhigen, klugen und zuverlässigen Staatsbürger machen will, dann muß man noch viel mehr Sozialpolitik treiben als bis anhin.

Die heutige Zeit der Not erscheint allerdings wenig geeignet, dem Arbeiter zu sagen, daß er an der Erhaltung der Schweiz, an der Erhaltung ihrer Eigenart, an der Erhaltung all ihrer Institutionen ein großes Interesse habe. Er schaut auf die Gegensätze im Wirtschaftsleben und sieht, daß er auch bei uns dem bedrängten Volksstande angehört. Er muß sehen, wie sich neuerworbener, protzenhafter Reichtum breit macht, wie Schieber und Wucherer sich bereichern und wie der Wert seines Einkommens Tag um Tag sinkt. Es entgeht ihm nicht, daß seine Nöte namentlich auch auf der Landschaft viel zu wenig erkannt werden und daß die Behörden für seine Begehren zu oft ein taubes Ohr haben.

Allein ist das Protzentum unserer Tage schweizerischer Art? Wahrhaftig nicht! Wenn irgendwo auch der vermögliche

Mann einfach und bescheiden auftrat, so war es in der Schweiz. Das Protzentum ist Importprodukt, wie die Mehrzahl der Protzen selbst. Liegt das Schieber- und Wuchertum in schweizerischem Wesen? Alles andere als das! Es ist gut schweizerische Art, unverdienten Reichtum als wenig ehrenhaft zu betrachten. Wer das nicht glaubt, der schaue sich nach den Meinungen des Volkes einmal dort um, wo Schweizerart noch am unverfälschtesten ist: auf dem Lande. Die Erbitterung gegen Spekulanten und Wucherer, gegen Automobilprotzen und Mätressentum ist bei den Bauern mindestens so groß wie bei den Arbeitern. Und was das militärische Protzentum anbelangt, das bei uns leider eine allzugroße Rolle spielt, so sei nur auf den alten Bauernspruch verwiesen, daß «die Herren bei den Bauern liegen sollen».

Der Arbeiter als Schweizer! Wir wollen kein Loblied anstimmen über die Herrlichkeit unserer gesellschaftlichen Zustände. Sie sind, absolut genommen, gewiß noch verbesserungsfähig genug. Im Verhältnis zu andern Ländern sind sie aber viel besser. Der Fortschritt darf nicht stillestehen. Eine neue Zeit begann nach dem Kriege. Eine neue Zeit muß auch für die Schweiz und den schweizerischen Arbeiter kommen. Der Krieg machte an unseren Grenzen Halt. Der Friede blieb uns erhalten. Wir können weiter bauen, wo andere aufbauen müssen. Ein Weiterbauen im Interesse aller ist nur möglich, wenn der Arbeiter auch Teil nimmt an der Weiterentwicklung.

Da ist es denn ganz verfehlt, wenn der schweizerische Arbeiter sein Heil erblickt in unfruchtbarer Revolutioniererei. Auch diese ist fremdes Produkt. Wohl hat unser Land allerlei an Revolution und Revolutiönchen im Laufe der Zeit erlebt. Aber es handelte sich dabei nicht um die Verwirklichung von Forderungen, die in den Wolken hingen, sondern es ging um greifbare Dinge, die wohl zu verwirklichen waren. Soweit die Arbeiterschaft um solche kämpft, wird sie, wenn irgendwo, so in der Schweiz Verständnis finden. Vieles geht zur Stunde vor sich, was ohne den Krieg und seinen revolutionierenden Ausgang wohl noch lange hätte auf sich warten lassen. Der Achtstundentag ist — fast dreißig Jahre nach der ersten Maifeier — verwirklicht worden. Die Alters- und Invalidenversicherung steht vor der Realisierung. Lohnämter werden in absehbarer Zeit den Arbeitenden ein Existenzminimum zusichern. Das sind

Dinge, die in einem geordneten Staatswesen für den Arbeiter von viel mehr Wert sind als «Vollsozialisierungen» und dergleichen phraseologierende Postulate in einem Gemeinwesen, in dem jede Autorität zur Durchführung ausführbarer, geschweige denn unausführbarer Reformen fehlt.

Allerdings ist es für den Arbeiter, der unter schwerem Drucke lebt, keine Kleinigkeit, in aller Ruhe auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, wenn auf der anderen Seite Bürger und Bauer, sobald sie ihrer Revolutionsfurcht Herr geworden sind, glauben, es gehe nun alles im alten Stiefel fort. Die sozialen Reformen seien keine Notwendigkeit erster Ordnung, ja, es sei sogar an der Zeit, nun einmal die starke Hand zu zeigen, dann werde der Arbeiter schon zur Ruhe kommen. Bei solcher Auffassung der Herrschenden wird es dem Arbeiter schwer, ja unmöglich, in der Schweiz etwas Besonderes zu erblicken, seines Schweizertums froh zu sein. Dann hilft er sich mit starken Worten und hofft, eines Tages an die Stelle dieser Diktatur die andere zu setzen, nämlich jene des Proletariates. Wie weit wir aber auf diesem Wege kommen würden, das zeigen Rußland, Bayern und Ungarn.

Nein, dem Arbeiter muß die Möglichkeit gegeben werden, an der sozialen Weiterentwicklung der Schweiz zu arbeiten. Individuell hat er die Möglichkeit durch die heutige kurze Arbeitszeit. Sie läßt ihm die Freiheit zur persönlichen Fortentwicklung, zur Selbstbildung als Mensch und Staatsbürger. Als Teil der Gesellschaft hat er im Staate jene Rechte, die ihm die Mitarbeit an dieser Entwicklung ermöglichen, er hat dazu schon eine Schulung von Generationen hinter sich. Der Bürger muß dazu sich auch in neue Dinge einleben. Er muß lernen, daß die Welt in steter Veränderung ist und daß den unteren Klassen der Aufstieg erleichtert werden muß, auch wenn es dabei nicht ohne große Opfer abgeht. Bei solcher Auffassung, bei verständigem, solidarischem Entgegenkommen von rechts und von links kann die breite Volksschicht der Arbeiter und Angestellten inne werden, daß die Schweiz für sie etwas bedeutet und daß die Liebe zur Scholle und zu den heimischen Einrichtungen keine bloße Phrase, sondern ein wohlberechtigtes Gefühl ist, das mit der weltbürgerlichen Auffassung keineswegs im Widerspruche steht.